

„Gedanken zwischen Porta und Wuschewier“

Eindrücke eines westfälischen Gastes
der Evangelischen Forschungsakademie 1999

Jürgen Kampmann

In Christus ist nicht Ost noch West – in Deutschland aber schon. Und in der evangelischen Kirche (darin ist sie ganz Volkskirche!) auch. Und in der Evangelischen Kirche der Union: desselbigengleichen. Und in der Evangelischen Forschungsakademie: nicht – oder vielleicht nicht? Für einen zur Evangelischen Forschungsakademie geladenen, der Kirchengeschichte zugehörigen Westpfarrer, zu Hause ganz in der Nähe der Porta Westfalica, der bisher in einem Umfeld leben konnte und zu wirken hat, in dem die herkömmliche volkskirchliche Wirklichkeit (zumindest relativ; aber was ist hier schon absolut?) in Ordnung ist, eine spannende Frage – wenn auch nicht die erste. Dafür sorgen schon einerseits das übersandte Tagungsprogramm der Forschungakademie, das die Aufmerksamkeit zunächst auf die Sachthemen lenkt, wie auch der eigene Alltags-Pfarramts-Pflichtenkatalog, der sich wie stets auch hier mit seiner penetranten (deshalb aber durchaus nicht von vornherein berechtigten) Frage meldet: „Was ‚bringt‘ das?“ Was bringt das, daß du dich für vier Tage gen Osten aufmachst? Die Antwort ist in der doppelten Bedeutung der Redewendung vom Sich-Aufmachen schon enthalten. Wo etwa die Bereitschaft dazu fehlte, ist auch von einer Teilnahme an einer Tagung der Evangelischen Forschungsakademie nichts zu erwarten.

1.

Gen Osten (via Bückeburg)

Mache dich also auf. Jede Fahrt aus West[fal]en Richtung Osten bedeutet zunächst einmal den Aufbruch in ein trockeneres Klima und zugleich an einen Ort, an dem die Sonne eher aufgeht – dafür aber auch das Ende des Tages früher erreicht ist, bei gleicher Chronometrie. Der Tag ist seiner Höhe nah – im Osten schon, wenn man im Westen noch darauf warten muß. Und der Abend neigt sich eher, räumt den Platz für die Nacht alsbald. Die Stunde des Nikodemus kommt – und geht auch – ungewohnt früh.

Jede Zugfahrt aus dem Westen (von Porta Westfalica aus oder durch die Porta Westfalica hindurch) nach Osten bedeutet dazu eine alsbaldige, gleich hinter Minden erfolgende Verbeugung vor dem Recht des (modern gesprochen) Regionalen [(historisch gesprochen) Provinzialen, (polemisch gesprochen) Provinziellen], wenn sich dem zielstrebigem Erreichen der deutschen Hauptstadt mitten im Flachland die 120°-Kurve in den Weg stellt, die alles dahinfahrende Volk, gläubig oder nicht, zunächst einmal gen Bückeberg [nomen est omen? ...] lenkt und damit der Herrlichkeit Schaumburg-Lippes und seiner kirchlichen Selbständigkeit zumindest durcheilend seine Reverenz erweisen läßt. Das sollte hinter Hannover, Wolfsburg, Stendal und Rathenow nicht vergessen gehen, wenn es schnurstracks auf Berlin-Mitte zugeht – denn spätestens auf dem Heimweg bringt einem Bückeberg in Erinnerung, daß es für den Menschen vielleicht doch weniger darauf ankommt, zu wissen, woher der Wind weht, als sich bewußt zu bleiben, woher der Weg führt.

Schon unter diesem Gesichtspunkt ist es sympathisch, sich auf den Weg zur Teilnahme an einer Akademie zu begeben, die nicht allein auf dem „Hauptstadt-Parkett“ tanzt, sondern auch die Wirklichkeit der Provinz nicht scheut. Und die versteht sich in Buckow in der Märkischen Schweiz (zumal zum hohen Pfingstfest) von ihrer attraktiven Seite her zu zeigen – auch wenn die Perspektive, daß Buckow „hinter Berlin“ liegt, für den aus dem Westen Kommenden auch am Ende des 20. Jahrhunderts noch ein (unberechtigtes) rhetorisches „G’schmäcke“ an sich trägt ...

2.

In der Familie angekommen

Nicht nur Buckow, auch Berlin-Mitte, Dietrich-Bonhoeffer-Haus wie Französische Friedrichstadtkirche, ist für den Westfalen „Osten“, wenn auch die Grenzkontrollen im Bahnhof Friedrichstraße längst passé sind und Berlin-Mitte heftig bauend sich bemüht, sich etwas vom (durchaus nicht immer überzeugenden) Flair des letzten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts anzulegen. Kleider machen Leute, sagt der Volksmund, und Leute machen eine Akademie – zumal solch eine wie die Evangelische Forschungsakademie, die aus berufenen Mitgliedern besteht. Wenn auch nicht jeder jeden kennt, der Gast aus Westfalen schon gleich gar nicht, so kennen doch, das ist auf Anhieb zu merken, viele viele – und wollen einander helfen, darüber hinaus vieles kennen zu lernen.

Das Letztere setzt man bei einer Forschungsakademie voraus. Mehr ins Auge – weil überraschend – springt, daß hier dem matrimonial-familialen Aspekt des Persönlichen ein unerwarteter Rang gebührt. Nicht “Who ist who?” ist *die* Fragehinsicht, mit der man sich im Lauf der Tagung ausweist, sondern

zum erfragten Personprofil beim „small talk“ bei Tisch gehören Weib und Kind spätestens im zweiten Atemzug mit dazu. Dem urgeschichtlichen „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“ wird in dieser Akademie Rechnung getragen: als konstitutiv für das Leben überhaupt und damit auch für das Forschen, und eben nicht nur als Beiwerk dazu im Sinne von Verzierung, Abwechslung, Hobby oder Freizeitgestaltung zur ansonsten durch und durch bestehenden Verpflichtung zur Wissenschaft. Dies wahrzunehmen macht einer Forschungsakademie, die sich als evangelisch versteht, im sich emanzipiert verstehenden 20. Jahrhundert alle Ehre und setzt wie selbstverständlich einen Akzent, der in der gegenwärtigen oftmals diffusen innerprotestantischen Diskussion um das Leitbild menschlicher Orientierung zwischen „homo“, „bi“ und „hetero“ immer noch – nein: wieder der Beachtung wert ist.

Dazu tritt als prägendes Element für die Evangelische Forschungsakademie das mit Werve werbende, um persönliche Ansprache und Einbindung der Mitglieder der Akademie sich kümmernde Engagement des Akademie-Direktors. Dies ist – um etwaigen falschen Beigedanken zu wehren – hier nun nicht etwa um des Festschrift-Anlasses willen zu nennen; wäre es so, bliebe der Hinweis eine bloße Pflichtübung mit schalem Nachgeschmack. Es geht aber, ganz im Gegenteil, um etwas, das dem West-Gast nun nicht (um im Bildbereich des Nahrhaften zu bleiben) lediglich das Sahnehäubchen auf der Schokolade, sondern geradezu das Salz in der Suppe zu sein scheint – ein Lebenselexier der Forschungsakademie in ihrer gegenwärtigen Gestalt, ein Beispiel dafür, wo eine Aufgabe nicht nur ausgeführt und ausgefüllt, sondern tatsächlich erfüllt wird: mit Lebendigkeit, Charme und (wo es nötig ist) auch mit der nötigen Bestimmtheit und Eindeutigkeit. Und das bekommt den Personen und der Sache gut.

3.

Distanz und Nähe

Nun kann Familiarität auch beklemmen – wenn sie vereinnahmt oder ausgrenzt. Bei der Evangelischen Forschungsakademie kann aber von beidem keine Rede sein. Dafür sorgt schon die große Zahl der Mitglieder. Bei der Anmeldung zur Tagung in den „Katakomben“ der Berliner Französischen Friedrichstadtkirche sich in eine lange Schlange einordnen zu dürfen, die Ausgabe von Namensschildern und das Anstehen zum Essenfassen [Verzeihung, der Begriff weckt ganz falsche Assoziationen und wird der Qualität und Schmackhaftigkeit dessen, was die Küche des Dietrich-Bonhoeffer-Hauses auf den Tisch zaubert, in keiner Weise gerecht] verleiht ohne Worte auch das Empfinden der nötigen Portion Distanz voneinander; kaum etwas trennt ja Menschen voneinander so sehr wie das Schlangestehen, das die

Kommunikation in aller Regel auf eine Dreiergruppe (Vorder-, Mittel- und Hinter„mann“) beschränkt. [Am Rande bemerkt: Hier dürfte auch einmal eine kombinierte sprachlich-mentalitätsgeschichtliche Untersuchung interessant sein, warum die englische Sprache für das Warten in einer Reihe das Verb „to queue“ hervorgebracht hat, während im Deutschen sehr bildhaft vom „Schlangestehen“ die Rede ist: Hebt dieses Bild nur auf die Form (lang, schmal, gewunden) ab oder wird damit zugleich auch etwas über die Gefährlichkeit der Schlange/des Schlangestehens zum Ausdruck gebracht? Und ist diese Empfindung etwa noch dazu eine charakteristisch deutsche? Für eine auf interdisziplinäre Forschung ausgerichtete Akademie eine Fragestellung, auf die eine Antwort aus fachkundigem Mund durchaus zu erwarten ist.]

Auch die breit gestreuten Qualifikationen der Mitglieder bringen es mit sich, daß der Akademie einem allzu innigen „Schmoren im eigenen Saft“ eine geradezu natürliche Grenze gesetzt ist. Viele wissenschaftliche Tagungen der jeweils ureigenen Disziplin oder Profession, der man sich verschrieben hat/verschrieben ist, leiden unter den Wortführern (und oft mehr noch unter deren Schülern) ihrer im Schwange befindlichen Theorien und Denkschulen, die in immer neuen Variationen die althergebrachten Kontroversen durchdeklinieren und dabei insgesamt doch nicht zu einer wirklich neuen Schau, zumindest zu einer neuen Perspektive von anderem Standort aus gelangen. Um ein Beispiel aus dem Bereich der eigenen Disziplin, der Theologie, zu nennen: Die Jahre währende Debatte über die Bedeutung der Rechtfertigungslehre im katholisch-lutherischen Dialog fördert allem Anschein nach schlußendlich doch kaum mehr zu Tage als ein neues Bewußtwerden des alten Wissens um die seit dem 16. Jahrhundert als wohlbegründet erkannte und definierte Differenz zwischen den Konfessionen.

Der von der Evangelischen Forschungsakademie erstrebte und praktizierte interdisziplinäre Dialog hebt sich vom Befahren alter, ausgefahrener Gleise über weite Strecken wohltuend ab – jedenfalls solange nicht unter dem Mantel der Frage nach der Zukunftsgestaltung der Tagespolitik Raum gegeben und zwischen Bischöfen, Ministerpräsidenten und Weitgereisten diskutiert und polemisiert wird. Das ist zwar ohne Frage auch interdisziplinär und sichert der Akademie die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, ohne die es im Zeitalter der Verknüpfung von Medienmarktanteilen, Sponsoring und Forschungsfördermitteln nicht zu gehen scheint – der Erkenntnisgewinn daraus verblaßt aber ziemlich, wenn er ins Verhältnis gesetzt wird zu demjenigen aus der Begegnung etwa des Theologen mit Begründungen und Überraschungen in der approximativen Geometrie oder der des Physikers mit der Entstehungsgeschichte der Magazinbibliothek. Das Erleben von aus der Fachlichkeit resultierender Distanz und von in der eigenen Fachlichkeit begründeter Grenzen der Erkenntnis macht (wohl nicht nur für den neu hinzu-

kommenden Gast) den Reiz der Tagungen der Evangelischen Forschungsakademie aus.

4. *Garten und Grenze – Konzeption mit Vergangenheit und Zukunft*

Nach und hinter Berlin zu kommen, ist für den (noch nicht ganz alten) Westfalen (abgesehen von aller wissenschaftlichen Forschung) schon deshalb fast ein Wert an sich, um Menschen gleicher Zunge zu begegnen, deren Lebensweg und Denken doch von einer ganz anderen öffentlichen/veröffentlichten Meinung geprägt worden ist als der eigene. Daß von der Anzahl her die aus dem Osten Deutschlands stammenden Mitglieder der Evangelischen Forschungsakademie die große Mehrzahl ausmachen, ist ein wichtiger Anreiz, der indes mit zunehmender Zeit und mit einer wachsenden Anzahl jüngerer und aus dem Westen stammender Mitglieder und Gäste der Akademie verblassen dürfte – wenn denn nicht östliche Regionalität bewußt gepflegt werden würde. Einen solchen Gedanken zu äußern, paßt (vorsichtig ausgedrückt) nicht unbedingt in die generelle Diskussionslage des letzten Jahrzehnts, die davon bestimmt gewesen ist, vermeintliche oder tatsächliche „Mauern in den Köpfen“ abzubauen, zumindest aber überwindbar zu machen. Nicht erledigt und abgeschlossen ist dagegen die Diskussion, wo die erstrebte beidseitige Integration zur Nivellierung verkommt. Nur klare Kanten liefern unverwechselbare Profile. Plädoyers für großflächige und großräumige Lösungen zu halten, bedarf keiner großen Kunst, wenn die Tendenz der Zeit fast durchweg Entgrenzung fördert und fordert – in der Wirtschaft („Globalisierung“), in der Politik („Europäisierung“), im militärischen („multinationalen“) wie im kulturellen („multikulturellen“) Handeln, wie endlich auch im religiösen Leben (von „überkonfessionell“ und „ökumenisch“ bis hin zu „abrahamitisch“). „Kann es sich eine interdisziplinäre Forschungsakademie aus Persönlichkeiten evangelischer Prägung leisten – noch leisten – immer noch leisten, gegen diesen Strom zu schwimmen?“ So lautet die stromlinienförmige Fragestellung, nach der Tendenz der Zeit für viele von vornherein gekoppelt mit einer gehörigen Portion unterschwelligem Unbehagen, allein mit dieser und um dieser Anfrage willen schon einem Abseits zugeordnet worden zu sein. Wo aber Unbehagen waltet, ist das Ergebnis im Sinne einer „Lösung“ (im doppelten Sinn: Ab-Lösung und Auf-Lösung) vom Bisherigen und eines An- und Einpassens in die behauptete, (vermeintlich) allgemeine und darum weithin als angemessen empfundene Richtung der Entwicklung fast nicht aufzuhalten.

Um so dringender ist es, auch die Frage zuzulassen und auszuhalten, ob es nicht gerade die Entgrenzung sein könnte, an der man leidet und/oder schließlich gar zugrunde geht. Wer sein Zuhause im unmittelbaren „Grenzgebiet“ von vier evangelischen Landeskirchen (Hannover, Schaumburg-Lippe, Lippe und Westfalen) mit je eigener konfessioneller Prägung und je eigener Kirchenverfassung hat, zugleich aber in einem durch autoritative Entscheidung von außen geschaffenen Bundesland (Nordrhein-Westfalen) wohnt, in dem der eigene, westfälische Landesteil nicht nur in der Schreibweise, sondern auch in der Berücksichtigung seiner Anliegen wie ein Anhängsel erscheint, das mühsam die letzten Reste kultureller Eigenprägung behaupten muß (siehe die jüngsten dortigen Auseinandersetzungen um den Fortbestand des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL; eine Abkürzung, die der Landschaftsverband selbst jetzt gekonnt neu interpretiert als LWL = „Laßt Westfalen leben“), dann wächst ein Verstehen dessen, daß Entgrenzung und daraus folgend Verlust der Konturen, Abschleifen der Prägungen, Verschmelzung alles andere als ein Gewinn ist. Bestehende Identitäten sind zwar kein Selbstwert, sie lassen sich unter sich verändernden Rahmenbedingungen auch nicht einfach konservieren – aber welchen Wert sie (gehabt) haben, das ist leider oft erst nacheilend zu erkennen, wenn sie verloren zu gehen drohen.

Auf die Evangelische Forschungsakademie übertragen: ihr Charme und zugleich ihre Chance für die Zukunft auch in einem ungeteilten Land dürfte ihr spürbarer regionaler Charakter sein. Weltläufigkeit ist nicht mehr das Problem in der akademischen Diskussion, wenn alle Grenzen offen sind und die Kommunikation mit jedem, wie weit er auch entfernt sei, per Fax, e-Mail und Internet sekundenschnell vom heimischen Schreibtisch aus erfolgen kann. Daß zu einem Menschen – und gerade auch zu einem wissenschaftlich arbeitenden Forscher – auch Beheimatung gehört, ist keine möglichst zu vermeidende oder zu überwindende Verengung des Horizonts, sondern Stück der dem Menschen von Gott her zugedachten Lebenswirklichkeit. Das läßt sich biblisch ohne viel Mühe zeigen. Der Mensch wird nicht einfach in die Schöpfung hineingesetzt, auf daß er darin seinen ihm angemessenen Ort suche – sondern ihm wird sein Platz in einem umgrenzten und damit überschaubaren Raum, der eine erkennbare Mitte hat, zugewiesen: in einem Garten – auf daß er ihn bebaue und bewahre. Desgleichen bindet sich Gott mit seiner Verheißung – ohne daß es logisch für den Unbeteiligten, Außenstehenden nachvollziehbar wäre – dann auch an *einen* Menschen und dessen Nachkommenschaft, an *ein* Volk, und weist diesem einen bestimmten Ort, ein bestimmtes Land zu. Und Gott sorgt (wie die Apostelgeschichte betont) überraschenderweise dafür, daß sein Evangelium von Parthern, Medern und Elamitern (und nicht nur von ihnen, sondern in allen Sprachen) gehört und verstanden wird – und unterläuft damit die Vorstellung von der endzeitlich zu

erwartenden Völkerwallfahrt zum Zion, sprich die Hoffnung auf die endliche Entbindung der Völker um seiner, Gottes Anerkenntnis willen. Statt dessen wird den Völkern an ihrem jeweiligen Ort, in ihrer jeweiligen Sprache, da, wo sie nun einmal sind, das Heil, das ihnen zugedacht ist, verkündigt und dargeboten. Der Gott, der selbst ohne jeden Abstrich universalen Anspruch erhebt, beläßt seinem Geschöpf, dem Menschen, dessen Verwurzelung im Überschaubaren, Regionalen. Dem für das eigene Anliegen Rechnung zu tragen, ist angesichts einer am Ende des 20. Jahrhunderts auf die unvorstellbare Zahl von sechs Milliarden Menschen angewachsenen Erdbevölkerung für eine Evangelische Forschungsakademie keineswegs eine künstlich hergesuchte und bestimmte Aufgabe.

5.

Nicht separat, sondern in Wuschewier

Hinzu kommt die Einbindung der Akademie in die verfaßte Kirche. Eindrücklicher als durch jede satzungsmäßige Fixierung kommt dies zum Ausdruck durch Teilhabe am gottesdienstlichen Leben. Separat eine Andacht für den Kreis der „eigenen“ Leute zu halten, wie es bei vielen Tagungen im kirchlichen Raum üblich ist, verbindet sich zwar für viele mit dem angenehmen Empfinden des besonders Intimen und passend Zugeschnittenen, hat aber außerordentlich leicht auch einen Zug von „Selbstbedienung“ an sich – um die es ja im Gottes-Dienst (sic!) gerade nicht gehen soll. Teilhabe am Gemeindegottesdienst, sei es im hohen Berliner Dom, sei es wie am Pfingstmontag 1999 im Schul- und Bethaus zu Wuschewier [zur Orientierungshilfe für alle, die sich noch nicht näher mit der Geschichte des Oderbruchs befaßt haben: dort ist die kleine Ortschaft gelegen], zeigt ohne umständliche Worte der Erläuterung und Rechtfertigung, was die Evangelische Forschungsakademie ist: keine separate Spielwiese – und wohin sie gehört: keinesfalls an den Rand der evangelischen Kirche in ihrer nun einmal real existierenden Gestalt. Sie erweist sich damit auch als – wenn man es einmal so ausdrücken will – geistlich hörbereit und steckt damit den Horizont, in dem ihre Arbeit, ihr Austausch, ihr Dialog verstanden sein will, so ab, daß nicht der Eindruck entstehen kann, als begegneten sich mit wissenschaftlicher Forschung und gelebtem Glauben einander fremde Wirklichkeiten.

Der Wunsch, daß die Evangelische Kirche der Union einen solchen Raum und Rahmen für fruchtbaren wissenschaftlichen Austausch über die Grenzen der Disziplinen hinweg geschaffen hat und ihn erhält, stellt sich beim westfälischen Gast ganz lebhaft ein, wenn er auf der Rückreise kurz vor dem Erreichen der heimischen Porta Westfalica Bückeberg seine Reverenz zu erweisen hat.